

Freundschaft.

Roman von Hans Salm.



Fortsetzung.

10

Ich habe mich immer bemüht, gegen Vorurteile anzukämpfen," erwiderte Lena etwas unsicher, und schon begann eine leise Stimme in ihrem Innern für Otto Rudolphi zu sprechen, da fühlte sie plötzlich, wie der heiße, prüfende Blick seiner häßlichen, vorstehenden Augen über ihr Haar, ihre warmen Wangen und Schultern glitt, und wie von einem Schläge getroffen, fuhr sie zusammen.

Gut, daß gerade in diesem Augenblick die Musik einsetzte, und ein anderer Tänzer sie aus ihrer herzbelemmenden Lage befreite! Gut, daß nun auch bald Frau Lotte, die übrigens äußerst flott getanz hat, zum Aufbruch mahnte!

An einem hellen Vorfrühlingstag erkam Beate Rudolphi die schmalen Stiegen eines kleinen Münchener Vorstadthauses.

An der Wohnungstür des zweiten Stockwerks schimmerte eine weiße Visitentarte: Werner Steinacher. Ja, das war der ihr genannte Name.

Sie zog an der altmodischen Klingelschnur. Eine behäbige Alte öffnete ihr und blickte verwundert auf die vornehm gekleidete Besucherin, welche gerade nach dem bescheidensten ihrer „Zimmerherren“ fragte.

„Der Herr Steinacher sitzt in seinem Atelier," gab sie dienstfertig Bescheid. „Bitte schön, Madam! Immer noch weiter 'nauf! Dritter Stock!"

Nach wenigen Minuten stand Beate vor dem jungen Künstler, welcher bei ihrem Eintritt fast erschrocken von seiner Arbeit aufgefahren war. Er schien ihr merkwürdig verändert, — älter und reifer geworden, und seine angenehmen, etwas leidenden Züge trugen den Stempel eines selbst- und weltverlorenen Künstlertums.

Er begrüßte seinen unerwarteten Gast ohne jede Spur von Verlegenheit und ohne seinen bestaubten Leinwandrock zu entschuldigen.

„Was führt Sie zu mir, gnädiges Fräulein?" fragte er ruhig und wies ihr einen einfachen Korbfessel an.

Beate zögerte mit der Antwort und schien seine Aufforderung kaum zu bemerken. Mit lebhaft glänzenden Blicken sah sie um sich und trat dann rasch vor einige der umherstehenden Bildwerke und Fresken.

„Wie schön!" sagte sie voll ehrlicher Bewunderung. „Sie müssen in den letzten Monaten ja fabelhaft fleißig gearbeitet haben!"

„Was Sie hier sehen, gnädiges Fräulein," antwortete er bescheiden, „ist zum größten Teil schon während meiner Berliner Studienzeit entstanden. Ich habe alles mit mir genommen, denn gerade meine Erstlingswerke liebte ich, wie nur eine Mutter ihre Kinder lieben kann. Jetzt freilich werde ich mir über die Mängel meiner Anfangsarbeiten von Tag zu Tag klarer, und weiß, daß sie neben all den technischen Unbeholfenheiten nur einen wirklichen Vorzug haben: Sie sind aus glühender Begeisterung heraus geboren, und haben wohl auch nur deshalb selbst die Anerkennung bedeutender Meister gefunden."

„Und Sie haben nichts von dem allen verkaufen können?" fragte Beate, um ihrem Ziel einen Schritt näher zu rücken.

„Es wurden mir schon in Berlin Angebote gemacht," erwiderte Werner Steinacher, „aber diese waren so ungünstig, daß ich meinem Pflegevater fest versprechen mußte, nur

im äußersten Notfall meine Lieblinee für ein so geringes herzugeben." Und nun zuckte ein halb wehmütiges, halb stolzes Lächeln über sein blaßes Gesicht. „Ich habe auf diesen äußersten Notfall nicht warten müssen, denn gestern fand sich ungesucht und unerwartet ein Käufer, der meine Arbeiten weit über ihren wirklichen Wert schätzte und mir Summen bot, welche für die Arbeiten eines noch Lernenden, Werdenben unerhört sind. Ich hielt es, — schon in Gedanken an meine Angehörigen, die sich wahrhaft aufgeopfert haben um meinwillen, — für meine Pflicht, diesen Glücksfall nicht von der Hand zu weisen. Heute abend wird dieser Raum leer sein, denn ich habe alles verkauft, — alles, bis auf eines . . ."

„Da wünsche ich ja herzlich Glück," rief Beate in aufrichtiger Freude, ein flüchtiges Gefühl von Enttäuschung rasch unterdrückend, „und wer ist Ihr Mäcenat, wenn ich fragen darf? Ich komme nämlich auch in der Absicht, einige Ihrer Arbeiten zu erwerben, denn die anmutige Schlichtheit Ihrer Kunst hat es mir schon vor Jahren angetan. Nun wäre ich doch froh, wenigstens aus zweiter Hand etwas ersiehen zu können, vorausgesetzt, daß der betreffende Käufer auf derartige Wünsche eingehen würde."

„Es ist ein hiesiger Kunsthändler," antwortete Werner, „der sonst nicht gerade durch Freigebigkeit sich auszeichnet. Um so größer war mein Erstaunen über sein glänzendes Angebot. Ein Freund, der geschäftlich sehr viel erfahrener ist, als ich, ist durchaus der Meinung, daß hinter dem Händler ein anderer steht, irgend ein wohlhabender und kunstfreundlicher Mann, der aus besondern Gründen nicht genannt sein will. In diesem Fall wäre ja allerdings ein Weiterverkauf ausgeschlossen, und ich gestehe, daß ich geradezu beschämt bin über die Wertschätzung, welche meinen bescheidenen Erstlingswerken widerfährt."

Beate sah mit warmer Teilnahme in das lebenswürdige, vertrauenerweckende Gesicht des jungen Künstlers.

„Sie sprachen von einer Arbeit, welche Sie zurückbehielten?" fragte sie. „Darf man dieselbe sehen, Herr Steinacher?"

Werner wies stumm auf das letzte, noch nicht ganz vollendete Bildwerk: Ein junges Landmädchen in einfacher Tracht, das wegmüde und ausruhend auf einem Baumstumpf sitzt. Den Wanderstab und das Bündel hält es lässig in den Händen. Bang und doch tapfer ist der Blick geradeaus gerichtet, und von den halbgeöffneten, durstigen Lippen scheint die Frage zu klingen: Was wirst Du mir noch bringen an Mühsal und Gefahr, an Wonnen und Leiden, Du weiter, weiter Weg?

„Lena!" rief Beate unwillkürlich und schaute mit Entzücken auf die schöne, junge Gestalt, das reizende, lebensvolle Gesicht. „Lena Obendorf!"

Eine dunkle Röte flog über Werner Steinachers blaße Wangen.

„Ja, gnädiges Fräulein," gab er in sichtlicher Bewegung zu. „Und darf ich Sie fragen, wie es meiner Pflegegeschwester ergeht?"

„Nun, so gut," lachte Beate harmlos, „wie es einem glücklichen Bräutchen nur irgend ergehen kann."

Wie von einem Schlag getroffen, taumelte Werner zurück. Seine großen, glänzenden Augen erloschen und weiteten sich. Aechzend griff er nach seiner Brust.

„Lena — Braut?" stammelte er. „Das ist nicht möglich. Das kann — das kann nicht sein. Davon mußte ich doch wissen."

Beate entfarbte sich.

Was hatte sie mit ihrer ahnungslosen Bemerkung angerichtet? Es schien ihr ja selbstverständlich, daß der Pflegebruder von Lenas Verlobung unterrichtet war. Und nun hatten Obendorfs auch ihm gegenüber geschwiegen! Warum? Sein völlig verstörtes, schreierstarrtes Anlitz gab die Antwort: Er liebte Lena, und man hatte ihn — wohl seiner angegriffenen Gesundheit wegen — noch schonen wollen. Und nun hatte sie mit plumper Hand den wohlthätigen Schleier von dem Geheimnis gerissen.

Sie versuchte, sich und Werner so gut als möglich über den peinlichen Augenblick hinwegzuhelfen.

„Ich sehe," sagte sie bedauernd, „daß ich unwillkürlich eine große Torheit angerichtet habe. Von Lenas Herzenabündnis weiß ich — außer ihren Eltern niemand als ich, — da — da —" nun holte auch sie schwer Atem. „Ihr Verlobter mir herzlich befreundet ist, und die jungen Leute sich in unserm Hause kennen lernten. Welche Gründe Ihre Verwandten hatten, gerade Ihnen gegenüber noch zu schweigen, — ich ahne es nicht, aber sicherlich dürfen Sie den lieben Menschen diese Maßnahme nicht übel deuten. Das alles ist ja doch nur im Werden . . ."

„Noch im Werden —?" Wie ein Ertrinken sender auf einen Strohhalm, so stürzte sich Werner auf diese Worte. „Noch im Werden sagen Sie?"

„Ich meine" — beriichtigte Beate etwas verwirrt — „daß die Zukunft des jungen Paares bis jetzt recht im ungewissen liegt. Aber — wie sehen Sie aus, lieber Steinacher? Ein Schwächeanfall? Wollen Sie sich nicht setzen?"

Mechanisch gehorchte der Bildhauer, und seine haltbedürftige Natur rang nach einer Befreiung in Worten.

„Sie sehen, was in mir vorgeht!" fließ hervor. „Ich liebe Lena, liebe sie bis zum Wahnsinn und kann und will sie keinem anderen lassen. Sie hat zu Weihnachten meine Werbung zurückgewiesen, aber ich glaube, daß sie dies nur in Rücksicht auf meine schlechte Laufbahn getan habe, daß sie mir kein Fessel hat sein wollen. Und nun, und nun — o Lena! — so kannst Du mich tranken — Fassungslos glitt er auf seine Knie, schlang in wilder Inbrunst die Arme um das Bildwerk der jungen Wanderin und dann ohne Besinnung zusammen.

Bis zum Abend blieb Beate in dem kleinen Vorstadthause. Mit einem jungen Künstler, der bald nach Werners Erkrankung in das Atelier getreten war, verbrachte sie stundenlang an dem Lager des Fiebernden und konnte ihren todestrautigen Blick kaum abwenden von seinen schmerzverzerrten Zügen.

„Er leidet, wie ich gelitten habe," dachte sie. „O, jene langen, langen, furchtbaren Nächte, ehe ich mich an den Gedanken wöhnte, daß Fritz mir für immer verloren gegangen war! Ich habe versucht, mit meinem Schnitt die brennende Wunde zu heilen. Ich band mich an einen andern, um mich zu erlösen von all den heißen Sehnsuchtstrahlen. Und doch — noch heut ergreift's mich mit Schaudern: Wie bist Du grausam unbegreiflich, o Liebe! Läßt Dich weder treuesten Freundesseele nicht auf . . ."

„Lena — Braut?" stammelte er. „Das ist nicht möglich. Das kann — das kann nicht sein. Davon mußte ich doch wissen."

„Lena — Braut?" stammelte er. „Das ist nicht möglich. Das kann — das kann nicht sein. Davon mußte ich doch wissen."

Gnaden.

kann Dich

gegen

erklärte Werner

gehenden

geeignete

sein würde.

Tiefers

den Kranke

Freundes

Ich w

berlieren,

schwur sie

kann, soll

s, daß er

mag jener

meinen

nen, als

nen, als